

Mit 8 Seiten
Literatur zur
Buchmesse

Warm Die Gaspreisbremse kommt. Aber hilft sie in dieser Form wirklich? **Politik** S. 5

Grün Eine Kritik an Annalena Baerbocks Außenpolitik **Debatte** S. 15

Stur Eugen Ruge würdigt einen der klügsten Drehbuchschreiber – Wolfgang Kohlhaase **Film** S. 22



An die Unis, frieren, los!

Trotz Corona und Inflation: Wie Studierende ihren Campus zurückerobern
S. 6/7, 13 und 16

Was die Kuba-Krise lehrt

Atomkriegsgefahr Vor 60 Jahren verhinderte der Wille zum Kompromiss und zur Diplomatie den Absturz in ein nukleares Inferno

■ Hans-Georg Ehrhart

Den Angriff auf die Krim-Brücke hat Russland mit einem massiven Vergeltungsschlag gegen die Ukraine beantwortet. Mehr als nur ein Indiz dafür, wie sehr die Risiken dieses Krieges nicht nur wachsen, sondern immer weniger beherrschbar sind. Dies gilt für alle denkbaren Eskalationszenarien und alarmiert in einem Augenblick, da sich die Kuba-Krise zwischen den USA und der Sowjetunion als gefährlichster Moment in der Geschichte des Kalten Krieges zum 60. Mal jährt. Es war im Oktober 1962, als die Welt schon einmal in den Abgrund eines Nuklearkrieges zwischen Großmächten sah. Auf dem Spiel stand das Leben von Millionen Menschen, wenn nicht die Existenz der Menschheit. Das nukleare Säbelrasseln Wladimir Putins und die Kriegsdynamik in der Ukraine drohen sich gerade in eine ähnliche Richtung zu entwickeln. Statt Wege aus der Gefahr zu erkunden, diskutieren Experten in USA und EU darüber, wie man auf einen möglichen Einsatz taktischer Nuklearwaffen reagieren könnte. So als wäre der bereits eingepreist.

In seiner Rede zur Teilmobilmachung am 21. September, kurz vor der Annexion ukrainischer Gebiete, sagte Putin: Sollten die USA die territoriale Integrität Russlands bedrohen, würden „alle zur Verfügung stehenden Mittel“ genutzt. „Das ist kein Bluff.“ Die USA reagierten öffentlich mit einer scharfen Warnung vor den „katastrophalen Folgen“, worauf Ex-Präsident Dmitri Medwedew (*Lesen Sie das Porträt auf S. 2*) das Recht Moskaus auf einen Atomwaffeneinsatz betonte, „wenn das notwendig sein sollte“, etwa bei einem existenzbedrohenden konventionellen Angriff auf Russland. Dank westlicher Waffen errungene Frontverluste der Ukraine könnten als Angriff auf russisches Territori-

um interpretiert werden. Diese Eskalationsspirale erinnert in ihrer Zuspitzung fatal an die Kuba-Krise. Auch damals ging es um Einflusszonen und nukleare Bedrohungen.

Nach dem Sieg der Kubanischen Revolution verloren die USA ihren Klienten Kuba und versuchten vergeblich, die mit der Sowjetunion verbündete Regierung Fidel Castros zu stürzen. Moskau lieferte in einer Geheimaktion atomare Mittelstreckenraketen. Nach deren Entdeckung forderten die Hardliner in den USA eine Intervention, die etwas Moderateren setzten eine Blockade durch. Im Kern ging es um die Frage, ob die USA sowjetische Nuklearwaffen in ihrem „Hinterhof“ akzeptieren würden. Die UdSSR

Schon damals war klar: Wer als Erster schießt, der stirbt als Zweiter

wollte die Unabhängigkeit ihres neuen Verbündeten sichern, der 1961 eine CIA-geführte Landungsoperation von Exilkubanern in der Schweinebucht abgewehrt hatte und weiter unter Invasionsdrohung stand. Zudem strebte Moskau strategische Parität mit Washington an, das 1959 nukleare Mittelstreckenraketen in der Türkei stationiert hatte, von denen die Sowjetunion erreicht werden konnte.

Kurz bevor die Kuba-Krise zu kulminieren drohte, einigten sich John F. Kennedys Bruder Robert und der sowjetische Botschafter Anatoli Dobrynin bei einem Geheimtreffen auf einen Kompromiss. Die USA sprachen für Kuba eine Nichtangriffsgarantie aus, im Gegenzug zog die Sowjetunion ihre Atomwaffen ab. Überdies sicherte Washington zu, später seine in der Türkei stationierten Arsenalen abziehen, erbat sich aber absolutes

Stillschweigen darüber. Es wollte weder die europäischen Alliierten beunruhigen noch als nachgiebig erscheinen. Vor der Einigung hatte sich die Lage zugespitzt. Die US-Luftwaffe führte eine Serie von Kernwaffentests durch, worauf Moskau zwei Atomwaffen in der Atmosphäre zur Explosion brachte. Im Luftraum über Kuba wurde ein US-Aufklärungsflugzeug abgeschossen. Auf hoher See gerieten ein US-Zerstörer und ein sowjetisches Atom-U-Boot aneinander. Dessen Kapitän wollte einen Nukleartorpedo einsetzen, doch ein Offizier überzeugte ihn, dass die Amerikaner nicht angreifen wollten. So verhinderte er wohl einen Atomkrieg.

Natürlich ist jeder Konflikt anders. Gleichwohl bietet die Kuba-Krise Lehren für heutige Entscheidungsträger. Erstens sollte man sich nicht darauf verlassen, dass ein Atomkrieg wie damals mit Glück zu verhindern ist. Zweitens bedeutet Krieg zwischen zwei Atommächten stets allergrößte Gefahr. Die USA sind zwar noch keine direkte Kriegspartei, drohen aber im Falle eines russischen Kernwaffeneinsatzes eine zu werden. Drittens müssen die Protagonisten USA und Russland zu einem Kompromiss bereit sein. Dazu gehört, die vitalen Sicherheitsinteressen des jeweils anderen angemessen zu berücksichtigen und unlösbar erscheinende Probleme wie Territorialstreitigkeiten zu nächst auszuklämmern. Viertens muss eine verlässliche und vertrauliche Kommunikation bis auf die höchste politische Ebene sichergestellt werden. Damals richteten die Supermächte mit dem „heißen Draht“ eine direkte Verbindung ein, um eine ungewollte Eskalation zu vermeiden. Derzeit soll die Kommunikation schlechter sein als im Kalten Krieg. Schließlich braucht es einen Stabilitätsrahmen. 1963 gab es den, indem man sich auf einen partiellen Atomteststopp in der Atmosphäre, im Weltraum und unter Wasser einigte. Eingebettet war all das in eine Entspannungspolitik, die den Wettbewerb der Systeme ermöglichte, aber ohne Krieg. Schon damals war klar: Wer als Erster schießt, stirbt als Zweiter.

Hans-Georg Ehrhart ist Senior Research Fellow des Instituts für Friedensforschung und Sicherheitspolitik an der Universität Hamburg

Michael Angele staunt über den Hass auf den Populärphilosophen

Nervensäge oder Großdenker: Wo liegt denn nun das Problem mit Richard David Precht?

Seit zehn Jahren moderiert Precht die Sendung *Precht*. Ich muss kurz überlegen, ob er Gäste hat oder sich selbst moderiert. Hat er, wie konnte es mir entfallen? Vielleicht weil der Name seiner Sendung in eine andere Richtung weist. Ich habe meine Recherche über unsere liebste Suchmaschine geführt. Als „ähnliche Fragen“ werden aufgelistet: Was sagt Precht über die Liebe? Ist Precht Veganer? Was kostet Richard David Precht? Hat Precht Kinder?

Eine interessante, wenngleich unvollständige Liste. Es fehlt zum Beispiel die Frage, die in den letzten Tagen so oft aufgeworfen wurde. Sie lautet: Was genau ist das Problem mit Precht? Antworten, die gegeben wurden: Precht nennt sich Philosoph, aber „die Philosophie kennt ihn nicht“ (*FAZ*). Precht schreibt Bücher zu allem Möglichen, zur Tierethik, zur künstlichen Intelligenz, zu den Medien und zur Liebe, und obwohl er von nichts eine Ahnung hat, sind die Bücher leider trotzdem alle erfolgreich. Weiter: Precht ist ein Egomane, fast schon ein Querdenker, ganz sicher aber ein Putin-Versteher, Precht ist ein Mansplainer, oder schlicht: Seine Frisur nervt.

Das Problem scheint mir ein anderes. Es hat gar nichts mit Precht zu tun, es begann mit der Einstellung der Vorgängersendung *Philosophisches Quartett*. Sie wurde moderiert von Rüdiger Safranski und Peter Sloterdijk. Letzterer gedankenschnell bis zum Anschlag, dabei kauzig, nuschelnd, nichts für den Jugendwahn des ZDF. Leider wurde Sloterdijk damals Opfer der Meinung, dass einer wie er die Frauen vom Bildschirm fernhält. Der in seiner Eitelkeit gekränkte Sloterdijk kommentierte gallig: „Ob Precht wirklich zu einer Verjüngung des Publikums beitragen wird, bezweifle ich allerdings. Seine Klientel gleicht eher der von André Rieu, den hören auch vor allem Damen über 50 in spätidealistischer Stimmung.“ Allein für solchen Sarkasmus hätte es Sloterdijk heute schwer. Damit

der Fiesheiten kein Ende. Precht sei „Populisor“ von Beruf. Das aber ist für eine philosophische Gesprächssendung gar kein Nachteil. Auch in der Fachphilosophie wird die Über-Akademisierung der Disziplin kritisiert. Philosophen sollten nicht für den „Redakteur eines Fachjournals schreiben“, sondern so, wie sie es gerne selbst lesen würden, meinte etwa die Harvard-Philosophin Christine M. Korsgaard.

Nun gibt es natürlich auch „Fachphilosophen, die sehr gut denken und schreiben können, aber sobald die Kamera an ist, bricht alles zusammen“, sagt Wolfgang Eilenberger, einer der Moderatoren von *Sternstunde Philosophie*, zu sehen auf *zsaat* oder Youtube. Das Fernsehen hat nun einmal eigene Regeln. Precht, den Eilenberger für einen „Superperformer“ hält, war schon zu Gast. Letztes Jahr stritt er mit Barbara Bleisch über Pflicht und Pflichtbewusstsein, das er verteidigte. Kann man sich anschauen.

Nein, das Problem mit Precht ist nicht Precht. Das Problem ist die Fixierung der Öffentlichkeit auf Precht, die auch ein Problem der Identitätskrise des öffentlich-rechtlichen Rundfunks ist. Wieso schließt man nicht selbstbewusst an alte Traditionen an? Es gibt einen Bedarf an Gesprächssendungen jenseits von *Anne Will*. Zum Beispiel das *Nachtstudio*, gab's bis 2012. 400.000 ZuschauerInnen verfolgten durchschnittlich die Sendung. Klingt in der Quotensprache nach wenig, ist aber so viel, wie an einem Spieltag der 1. Bundesliga in die Stadien pilgern. Heute wäre eine solche Sendung natürlich diverser in der Zusammensetzung der Gäste, offener in der Themenwahl und pluraler in der Verbreitung der Inhalte. In dieser Welt wäre Richard David Precht einer unter anderen.



Hegelplatz 1
10117 Berlin
PVSfK-AD4188
Einzeltg bezahlt

4 198 89 049 009